

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungssliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 3 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeb.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeitspalte oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Eine Ohrfeige für das Centrum.

Leipzig, 9. Oktober.

Das Rundschreiben des sächsischen Ministeriums des Innern, betreffend die Aufgaben der Krankenkassen bezüglich der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, über dessen Inhalt wir bereits nähere Mitteilung gemacht haben, hat eine sehr interessante Vorgeschichte. Schon in unserer ersten Notiz war hervorgehoben, daß die Maßnahmen des sächsischen Ministeriums in dieser Angelegenheit angeregt worden seien durch ein Rundschreiben des Reichskanzlers, das die Aufmerksamkeit der Einzelregierungen auf die unheilvollen Folgen der geschlechtlichen Krankheiten und die zwingende Notwendigkeit gemeinsamer Abwehrmaßnahmen lenken sollte. Der Reichskanzler aber folgte mit diesem Rundschreiben nur einer Anregung, welche im Reichstage die sozialdemokratischen Abgeordneten vor mehreren Jahren, nämlich bei der letzten Reform der Invalidenversicherung, gegeben haben.

Es handelte sich damals um den § 17 (Absatz 3) des früheren Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes, der folgenden Wortlaut hatte:

Die Dauer einer Krankheit ist nicht als Beitragszeit in Anrechnung zu bringen, wenn der Betreffende sich die Krankheit vorläßtlich oder bei Vergebung eines, durch strafgerichtliches Urteil festgestellten Verbrechens, durch schuldhaftes Verhalten bei Schlägereien oder Raufhändeln, durch Trunkfälligkeit oder durch geschlechtliche Ausschweifungen zugezogen hat.

Die Länge der Beitragszeit hat aber für die Arbeiter eine doppelte Bedeutung. Erstens hängt das Recht auf eine Rente von einer gewissen Beitragszeit ab, und zweitens richtet sich die Höhe der Rente u. a. auch nach der Dauer der Beitragszeit. Mithin mußte der angeführte Paragraph die Folge haben, daß ein Arbeiter, welcher nur unter Zurechnung der Zeit der angeführten Krankheiten die für das Recht auf eine Rente vorgesehene Beitragszeit erreicht hätte, jeden Anspruch einbüßt, in allen Fällen aber jene Zeit für die Höhe der Rente verloren ist. Naturgemäß sucht sich jeder Arbeiter vor solchen Folgen zu schützen. Bei Geschlechtskrankheiten wird er den wahren Charakter seiner Leiden verheimlichen, selbst auf die Gefahr hin, daß nicht nur sein eigener Zustand sich verschlimmert, sondern auch andere Personen angesteckt werden.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat daher in der zweiten Lesung des Abänderungsentwurfs zu jenem Paragraphen den Antrag gestellt, die Worte: „oder durch geschlechtliche Ausschweifungen“ zu streichen. Dadurch wäre die verderbliche Wirkung jenes Paragraphen für die Verschlimmerung und weitere Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten beseitigt. Der Antrag fand auch die entschiedene Zustimmung bürgerlicher Abgeordneter,

so des inzwischen verstorbenen nationalliberalen Sanitätsrats Dr. med. Kruke. „In ärztlichen Kreisen“, führte dieser u. a. aus, „ist gar kein Zweifel darüber, daß es geradezu unverständlich ist, diese Worte noch beizubehalten. Gerade das, was man verhindern will, die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten, wird unzweifelhaft dadurch gefördert, wenn man diese Strafbestimmung für die geschlechtlichen Krankheiten aufrecht erhält.“ Wegen den sozialdemokratischen Antrag erhob sich kein einziger Redner — trotzdem stimmten die Konservativen und das Centrum den Antrag nieder.

Zu der dritten Lesung brachte die sozialdemokratische Fraktion den Antrag von neuem ein. In der Debatte über diesen Antrag traten wieder dieselben Redner wie in der zweiten Lesung für den Antrag ein und zwar naturgemäß mit denselben Gründen. Nur der sozialdemokratische Redner führte eine neue Thatsache ins Feld, daß sich nämlich inzwischen der Krankentassenkongreß einmütig für die Streichung jener Worte erklärt hatte. Hierauf traten auch die Gegner des sozialdemokratischen Antrages auf. Zuerst der „große“ Sozialpolitiker des Centrum, der Professor für christliche Gesellschaftswissenschaft, Dr. Hise, der sich gegen den Antrag im Namen der — Gerechtigkeit aussprach. „Prinzipiell“, so erklärte er, bedeute der Antrag „einen unerbittlichen Zwang gegenüber den soliden Arbeitern, zu zahlen, um für geschlechtliche Ausschweifungen auch noch eine höhere Rente zu gewähren. Nach unserer Auffassung der Dinge geht es doch zu weit, daß wir selbst zugezogene Invalidität, selbst zugezogene Krankheit auch noch auf Kosten der Arbeiter und Arbeitgeber prämiieren sollen.“ Unsere Genossen antworteten diesem Priester der christlichen Nächstenliebe: sie seien überzeugt, daß die Arbeiter, auch die Centrumsgläubigen, gerne einige Pfennige zu opfern bereit sind, um dazu beizutragen, daß diese Krankheit, unter der ihre Brüder und ihre Schwestern zu leiden haben, eingedämmt wird. Nun eilte dem geistlichen Herrn der Arbeiter-Vertreter des Centrum, der in letzter Zeit so still gewordene Abgeordnete Stöbel, zur Hilfe herbei und bezeugte: wenn auch nicht alle Arbeiter, so würden doch „sehr viele“ Arbeiter gegen den sozialdemokratischen Antrag protestieren. „Da täuscht man sich doch“, fuhr er dann wörtlich fort, „wenn man glaubt, das Sittlichkeitsgefühl bei den Arbeitern sei so abgestumpft, daß sie dafür kein Empfinden mehr hätten.“

Glücklicherweise war aber an diesem Tage die Linke besser besetzt als das Centrum und die Rechte, und deshalb gelang es, den sozialdemokratischen Antrag zur Annahme zu bringen. Seit Inkrafttreten des neuen Invalidenversicherungsgesetzes werden infolgedessen diejenigen Arbeiter und Arbeiterinnen, welche von Geschlechtskrankheiten heim-

gesucht sind, wenigstens so weit es die Invalidenversicherung betrifft, nicht mehr geschädigt.

Was ist daraufhin geschehen? Haben die Centrumsarbeiter sich wirklich zu den angekündigten Protesten hergegeben? Uns sind solche Proteste nicht bekannt geworden. Dagegen stellt das jetzt veröffentlichte Rundschreiben des sächsischen Ministeriums des Innern eine Antwort auf das Verhalten des Centrum in dieser Angelegenheit dar, wie sie schmähtlicher für die „fromme“ Partei gar nicht ausfallen konnte. Denn das sächsische Ministerium, das doch wohl selbst dem Centrum nicht einer zu großen Sympathie für die Sozialdemokratie verdächtig ist, hat sich, gestützt auf das Gutachten des sächsischen Landesmedizinalkollegiums, auf genau denselben Standpunkt gestellt, wie s. B. der Antrag der sozialdemokratischen Fraktion. Und die Forderung des sächsischen Ministeriums, daß auch auf dem Gebiete der Krankenfürsorge im allgemeinen Interesse jede Strafbestimmung gegen Geschlechtskranke so bald wie nur irgend möglich beseitigt werde, ist nichts als die selbstverständliche Konsequenz der Annahme des sozialdemokratischen Antrags.

Wie aber stellt sich das Centrum zu dem Rundschreiben des sächsischen Ministeriums des Innern? Von irgend einer Protestbewegung ist gar keine Rede; nicht einmal die Centrumspresse wagt noch einen ernsthaften Einspruch gegen das Vorgehen des Ministeriums in dieser Sache. Das Centrum verzichtet also wohlweislich gegenüber dem ministeriellen Rundschreiben auf jene Sittlichkeitskomödie, mit der es noch bei der Reform der Invalidenversicherung so viel Lärm machte. Damit gesteht es selbst ein, daß es sich damals aus Unverstand und Engherzigkeit gegen eine Maßnahme gestraubt hat, die zu einer selbst nur einigermaßen wirksamen Bekämpfung der furchtbaren Geißel der Geschlechtskrankheiten unerlässlich ist, sich aber freilich mit dem besonderen Begriff der Centrumssittlichkeit nicht verträgt.

Politische Heberstädt.

Die Lebendigen und die Toten.

„Herr v. Frege gehört bereits zu den politischen Toten“ — mit dieser Bemerkung suchte das Organ des Bundes der Landwirte die von uns schon gestern registrierte Heberei des ehemaligen Vizepräsidenten des Reichstags abzuwürgen, daß mancher von den Konservativen nur unter dem Zwang der Parteidisziplin sich auf die Tarifräße der Kommissionmehrheit verleihe, obgleich er vielleicht innerlich ganz anders denke. Und fast zu gleicher Zeit, da Herr v. Frege als eine politische Geisterstimme aus dem Jenseits des Fraktionshaders den noch im Jammerthal der politischen Parteidämpfe Weiland diese tröstliche Offenbarung zurief, ließ sich der bisherige Vorsitzende der Sozialkommission, der Ueberagrator Metlich, im konservativen Kreiswahlverein

Seuiletton.

Das tägliche Brot.

Roman von Klara Diebig.

So rasch sollte Bertha noch nicht loskommen. Das Fräulein ließ sie vorderhand nicht aus den Augen, folgte ihr in die Küche und wieder ins Zimmer, und aus dem Zimmer wieder in die Küche. Sie war keinen Augenblick frei. Als sie den Tisch zum Abendbrot deckte, ging die Haberborn mit ihr ab und zu, und wenn sie gehofft hatte, die Herrin würde dann drinnen bleiben und essen, so hatte sie sich auch hierin getäuscht. Das Fräulein erklärte, noch keinen Hunger zu haben und eine Weile warten zu wollen; Bertha sollte ihr einstweilen einen verfilzten Strang Garn halten.

Die peinvolle Ungebuld, die gierige Sehnsucht Berthas nach dem erlösenden Schluck, wandelte sich allmählich in stumme, verbissene Wut. Als ob die's gehäht hätte, und sie nun zum Tort nicht locker ließ, sie quälte bis aufs Blut!

Ihre Zähne preßten sich aufeinander; unachtsam hielt sie das Garn, sah nicht die Schlingen, ließ ganze Strähnen von den Händen gleiten und verzögerte so das Entwirren nur immer mehr. Aber das merkte sie nicht; ihr einziger Gedanke war nur: Wie komme ich los?! Der Süße, der Süße! Nur einen Schluck!

Seht hatten sich die Fäden ganz fest um ihre Hände gewickelt, sie hielten die unruhig zuckenden Finger förmlich umwunden. Bertha stieß einen dumpfen Laut aus

— ha, sich jetzt losreißen mit Gewalt, die Zähne zu Hilfe nehmen, die Fäden durchbeißen, wenn's nicht rasch genug ging! Nur los!

Unwillkürlich zeigte sie ihre scharfen, spigen Zähne, ihre Arme machten eine krampfhaft zuckende Bewegung, ihr Gesicht verzerrte sich vor Ungebuld.

Und Fräulein Haberborn, die vor ihr auf dem Stuhle saß, wickelte und wickelte, langsam und bedächtig; steckte hier den Knäuel durch eine Schlinge und da wieder, zapfte dort mit spigen Fingern und löste jetzt ein besonders festes Knötchen mit der Nadel.

Bertha unterdrückte ein Stöhnen — oh, wie schlecht war ihr! Der Magen schien ganz leer, ganz verschrumpft, und dabei war ihr übel, übergull. Inwendig, Kehle, Hals und Brust waren nur mehr eine ausgebrannte Furche, die nach einem Tropfen lechzt. Und ganz von unten herauf stieg es ihr wie ein Knäuel, an dem sie würgen mußte; in der Mundhöhle lief ihr der Speichel zusammen, trotzdem fühlten sich Zunge und Gaumen ganz trocken an. Sie konnte auf einmal nicht schlucken, und mußte es doch unausgesetzt versuchen; ein Angstgefühl stellte sich dabei ein.

Und gerade mitten auf der Brust zog sich ihr krampfhaft zusammen; wie mit einem Messer bohreten sich ihr da Stiche ein, furchtbare, entsetzliche, qualende Stiche. Und immer rascher folgten die Stiche, von dem Mittelpunkt schnitten sie herüber nach den Schultern und fuhrten weiter herum nach dem Rücken. Ihre ganze Brust war ein Weh, das Kreuz wollte ihr durchbrechen. Und dabei die Angst, die fürchterliche Angst. Kalter Schweiß brach ihr aus. Sie schnappte nach Luft — der Atem blieb weg. Jetzt schreien, schreien dürfen!

Ihre tief erblassten Lippen zitterten, ihre Augen wurden ganz stier. Nur nicht mehr die Fäden sehen, dieses ewige Knüpfen und Zupfen und Durchstecken! Füße und Hände, durchkrübbelt von tausend Ameisen, waren ihr wie gelähmt und eiskalt. Die Stube fing an, sich mit ihr im Kreise zu drehen. Ach, nur schnell einen Tropfen, sonst würde sie ohnmächtig!

Die Wanduhr schlug neun. Fräulein Haberborn schlang den letzten Rest Faden um den Knäuel. „So, nun bringen Sie mir den Thee!“

Bertha wankte nach der Küche. An der Wand tastete sie sich entlang, sie sah nichts mehr, sie konnte kaum stehen, aber die Bier gab ihr Kraft. Hastig riß sie die Flasche hinter der Kiste hervor. Den Pfropfen heraus — schon der Duft belebte sie neu — schnell ansetzen —

Etwas Eigentümliches ließ sie inne halten. Sie sah es nicht, aber sie fühlte es, ein Auge ruhte auf ihr; sie hörte nichts und doch war da jemand. Erschrocken fuhr sie herum —

Da stand Fräulein Haberborn, lang und schwarz und regungslos, und starrte sie an.

Berthas Arme knieten ein, die Hand, die die Flasche hielt, sank schlaff herunter.

„Was trinken Sie denn da?“

„Ich — ich —!“ Weiter brachte Bertha nichts heraus, sie war betäubt von Schreck.

Oh, die furchtbare Schwarze! Die furchtbaren Augen!

Alle Schauer abergläubischen Entsetzens, alle Schrecken einer verirren Phantasie überfielen das Mädchen. Wie war die da hinter sie gekommen, so lautlos, ohne Trittschall, ohne Atemzug?! Die schwarze Gestalt wurde zum Riesenschatten, der immer höher und höher wuchs.